

Auch die Insektenwelt ist in dieses allgemeine Erwachen der Natur einbezogen, und wir haben uns damit abzufinden, dass einzelne Arten dieser Lebewesen sich bei ihrer Begegnung mit dem Menschen unangenehm bemerkbar machen können.

Der «Vita-Ratgeber», dem wir die nachfolgenden Ausführungen entnehmen, befasst sich in seinem letzten Heft mit «Insektenstichen», im besondern mit denen von Wespen und Bienen. Wir erfahren dabei, dass der Stich, wenn er dem Menschen gilt, zwei bis drei Millimeter unter die Hautoberfläche reichen kann. Der Stachel der Biene ist mit Widerhaken ausgerüstet und kann nach dem Stechen meist nicht zurückgezogen werden, so dass das Insekt durch Abreissen des Stachelorgans zugrunde geht.

Ueber die chemische Zusammensetzung des Bienengiftes wissen wir bis heute erst, daß es sich um eine eiweißartige Substanz handelt, die nicht nur Unheil stiftet, sondern in entsprechenden Dosen, z. B. für die Behandlung des Rheumatismus, auch zu heilsamen Wirkungen befähigt ist.

Die Folgen eines Insektenstiches sind einerseits abhängig von der Menge des zugeführten Giftes und anderseits davon, an welcher Stelle des Körpers der Einstich erfolgt. Stiche im Bereich des Kopfes und hauptsächlich der Mundschleimhaut sind besonders gefährlich, doch kann auch an anderen Körperstellen durch einen unmittelbar in die Blutbahn oder deren nächste Umgebung geführten Stich in kurzer Zeit ein recht ernstes Krankheitsbild entstehen. Dies besteht sowohl in einer lokalen Gewebeschwellung an der Einstichstelle wie in einer erhöhten Durchlässigkeit der kleinen Blutgefäße für die Giftstoffe, so dass sie innert kurzer Zeit an lebenswichtige Stellen des Körpers gelangen können.

Die fachkundige Behandlung von Stichen befasst sich zunächst mit der sorgfältigen Entfernung des Stachels. Dabei muss jedoch behutsam zu Werke gegangen werden, weil bei grobem Wegreissen die Gefahr besteht, dass durch die manchmal am Stachel hängende Giftblase noch zusätzliches Gift in den Körper hineingepresst wird. Die Behandlung des Arztes wird vor allem darauf gerichtet sein, die erhöhte Durchlässigkeit der kleinen Blutgefäße für die Giftstoffe zu vermindern. Hiefür hat sich das Einspritzen von Kalzium hervorragend bewährt, indem es flüssigkeitsentziehend wirkt und dadurch den Prozess der Abschwellung beschleunigt. Ist kein Arzt erreichbar, so wird mit Vorteil die Einstichstelle unmittelbar nach Entfernung des Stachels mit Salmiakgeist betupft. Man merke sich jedoch, dass bei Stichen im Bereiche der Mund- und Rachenschleimhaut sofort ärztliche Hilfe unumgänglich ist.

Der «Vita-Ratgeber» schliesst mit dem Hinweis, dass die Unfallversicherung den Insektenstich als Schadenereignis betrachtet. Wenn also ein Insekt einen andern als nur harmlosen Besuch abgestattet hat, der erinnere sich der Ansprüche, zu welchen ihn seine Unfallversicherungs-Police berechtigt.

Afghanistan und der Kyberpass

Afghanistan ist noch heute ein wildes Bergland, wo es keine Eisenbahnen und keine Asphaltstrassen gibt. Doch wundervoll sind seine Täler, und die Menschen, die dort wohnen, sind von einer zähen, gesunden Art.

Es herrschte gerade grosse «Züglete» im Land, als wir auf einem Oeltanker über die Grenze nach Kandahar fuhren. Die Nomaden wechselten ihre Weideplätze und zogen mit ihren Herden und Zelten talwärts.

Es war ein köstliches Bild, wie Hühner, Hausrat und kleine Kinder auf die Kamele gebunden durch die Gegend schaukelten. Und erst die Kamelkinder! — in heller Ver-

zweiflung nahmen sie Reissaus und flohen in hohen, grossen Sprüngen über die Felder, wenn das ihnen fremde brummende Ungeheuer nahte.

Von Kandahar aus nahm uns eine holländische Krankenschwester in ihrem Wagen mit nach Kabul. Die Reise war ein hübsches «Eile-mit-Weile-Spiel». Früh fünf Uhr fuhren wir los, als es noch kalt und dunkel war. Schon zwei Stunden später hatten wir die erste Panne und fünf weitere folgten im Laufe des Tages. Das Rad musste gewechselt werden; unser Chauffeur erwies sich als Genie. Er brachte den defekten Reifen wohl heraus, aber der Wagenheber war zu kurz, um das vollgepumpte Ersatzrad hineinzukriegen. Was tat der kluge Mann? Er nahm ganz einfach ein Stück Strasse weg, pickelte mit allen ihm zur Verfügung stehenden Werkzeugen, bis unter dem Wagen das Loch gross genug war, um das Rad wieder an seinen Platz zu bringen. (Empfehlenswert für schweizerische Paßstraßen!)

Glücklich fuhren wir weiter bis zur nächsten Panne. Der Wind jagte riesige Staubfahnen über das einsame Hochland; der Fluss glänzte zwischen den hellen, entlaubten Bäumen, und seit langer Zeit sahen wir wieder die Sonne hinter schneebedeckten Bergen untergehen.

Wir übernachteten in der kleinen, alten Festungsstadt Ghazni, wo man uns in der Herberge ein grosses Feuer machte und Schafffleisch am Spiess briet. Am andern Morgen ging ich neugierig durch die Gassen der Stadt und wunderte mich, dass alle Leute in Tücher und Woldecken gehüllt herumliefen. In Afghanistan scheinen warme Ohren das Wichtigste zu sein, der Kopf ist prinzipiell in einen Schal gehüllt, — dafür aber geht man den ganzen Winter barfuss.

Am schönsten und vornehmsten sind die Hirten, die wundervoll bestickte Schaffellmäntel tragen, mit Ärmeln bis fast auf den Boden. Doch stecken die Arme niemals in den Ärmeln!

Nach Kabul begann der aufregendste Teil dieser Reise, nämlich der berühmte Kyberpass, die Durchgangsstrasse von Persien nach Indien, über den schon Alexander der Grosse und die Mongolen ihre Heere geführt hatten. Noch in unserm Jahrhundert hat der Kyberpass eine große Rolle gespielt; doch heute ist es wieder ruhig geworden und friedliche rote und grüne, blumenbemalte Lastwagen rollen hinüber und herüber.

Unser Transportmittel war ein alter Autobus ohne Fensterscheiben, so dass wir die «frische» Bergluft voll geniessen konnten. Seltsamerweise hatte der alte Kasten nie eine Panne; dafür fanden wir etliche andere Opfer auf der Strecke. In Afghanistan ist es Brauch und ungeschriebenes Gesetz, zu helfen, wo es Not tut. So verbrachte unser Chauffeur etliche Stunden damit, manövrierunfähige Vehikel wieder flott zu machen. Er liess sich Zeit; man fuhr einfach nachher etwas schneller, und das verstand er mit unerhörter Virtuosität. — Bergauf ging es noch einigermaßen, aber schon da zeigte unser Bus die grosse Vorliebe eines Esels, sich immer haarscharf am äussersten Strassenrand zu halten, was uns doch etwas beunruhigte. — Dann kam die Passhöhe. Auf der andern Seite sah es aus wie der Steilhang eines tausend Meter hohen Sandhaufens. Und mit wilder Begeisterung steuerte unser Fahrer seinen Wagen in mörderischem Tempo einem tollen Slalom gleich in die Tiefe. Bei jedem neuen Rank schloss man die Augen und rechnete mit dem schlimmsten, weil scheinbar immer nur zwei bis drei Räder auf dem «Festland» blieben. Nachdem wir auf diese Weise wohl einen Teil unserer Sünden abgüsst hatten, kamen wir gleichsam ins gelobte Land, — in ein zauberhaftes Tal mit golden leuchtender Erde und zahllosen schwarzbraunen Beduinenzelten am Fluss. Die Frauen kochten das Abendessen, kleine Esel standen herum und Kamele

lagen wiederkäuend auf dem Boden oder erhoben sich x-beinig auf ihren Riesenpantoffeln und machten hochmütige Miene.

Ein alter Mann kam uns entgegen, er war bärtig und hochgewachsen und hatte seltsam helle, freundliche Augen. Wir verstanden seine Sprache nicht, aber er nahm unsere Hand in seine beiden Hände und liess uns zum Willkommen eine Schale ungesüssten Tees anbieten.

Der zweite Teil des Kyberpasses stellte unsere Nerven nicht mehr auf solch harte Probe; die Strasse war asphaltiert und wir landeten unversehrt in den milden, südlichen Gefilden Pakistans, und nicht lange sollte es dauern, bis wir das Land unserer Träume, Indien, erreichten.

Helen Keiser

Pakistanische Gastfreundschaft

Es ist lustig — auf unserer ganzen Reise hat man uns vor bösen und gefährlichen Menschen gewarnt. Im Libanon vor den Syrern, in Irak vor den Persern und in Iran hiess es, dass man in Pakistan seines Lebens nicht sicher sei.

Doch in einem Land wie im andern fanden wir freundliche und hilfsbereite Menschen — aber die Gastfreundschaft Pakistans übertraf alles bisher Erlebte. — Es begann schon in Karachi, als wir auf tausend Unannehmlichkeiten gefasst vom Schiff zum Zoll gehen wollten. Da kam so ein dunkelhäutiger Beamter mit strahlendem Lächeln, lud uns zum Kaffee ein und füllte indessen unsere Formulare aus.

Kaum war die Tasse leer, erschien ein junger Mann, etwas atemlos, mit einem Brief in der Hand und entschuldigte sich, dass er nicht pünktlicher gekommen sei. Den Brief hatte meine Kameradin Marguerite einmal an einen flüchtigen pakistanischen Bekannten in Zürich geschrieben, wir würden uns freuen, ihn vielleicht in Karachi zu sehen etc. Der junge Mann, Sohn eines Seidenfabrikanten, fuhr uns zur schweizerischen Legation, verschaffte uns gute Unterkunft und stellte uns in der Folge täglich seinen Wagen mit Chauffeur zur Verfügung. Das war in Karachi mit blühenden Sträuchern im November, mit breiten Avenuen, rotbemühten Polizisten und unvergesslichen Kamelritten dem Meer entlang.

Dann sassen Marguerite und ich wieder im Zug nach Hyderabad und beschlossen, unsern Grundsätzen treu zu bleiben und wieder ein einfaches Leben zu führen. Allen guten Ratschlägen unserer Freunde zum Trotz, liessen wir das Grandhotel links liegen und schleppten unsere Rucksäcke so lange durch die dunklen Gassen der unbekanntesten Stadt, bis wir eine kleine Mohammedaner-Herberge fanden. Die meisten Gäste schliefen schon im offenen Hof und uns schob man in eine winzige Zelle mit zwei kokoschnurbespannten Holzrahmen auf Füssen — was hier wohl Bett bedeutete. Sonst war nichts in dem «Zimmer». — keine Spur von Matratzen oder Decken — so konnte es wohl auch keine Flöhe geben. So dachten wir. Dies war aber ein Irrtum — die Flöhe kamen in Legionen — woher bleibt ein Rätsel. Marguerite focht tapfer mit DDT, ich war zu faul dazu und schlief weiter. Mochten sich die Biester amüsieren!

Nicht sehr lange dauerte unser spartanisches Leben, da hatte wiederum ein Pakistani die komische Idee, dem Chief-Minister des Staates Khairpur ein Telegramm zu schicken. Staubig und zerknittert wie wir waren, stiegen wir aus unserm Drittklassenteil und wurden, ehe wir's uns versahen, in eine grosse Limousine verfrachtet und los ging die Fahrt durch einen üppigen grünen Wald von Palmen und Mangebäumen. Noch hatten wir uns von unserm Schrecken nicht erholt, erlebten wir einen neuen Schock: Einfahrt in einen Prachtspark voller Blumen und Zypressen und Anhalten vor einem Märchenschloss mit

hundert Giebeln, Bogenfenstern und Balkonen. Und zwei Minuten später befanden wir uns im luxuriösen Appartement des Staatsgüetthauses und verfügten über Salon, Schlafzimmer mit Himmelbett und Bad. — Noch stand ich in der Badewanne und hielt grosse Wäsche, da meldete sich der Superintendent und erkundigte sich nach unsern weitern Wünschen. Die nächsten Tage wurden wir herumgefahren und es gab im ganzen Staat nichts Sehenswertes, das wir nicht gesehen hätten. Erschöpft sanken wir des Abends hinter unsere Himmelbettgardinen.

Die nächste Station war Sukkur. Dort sahen wir einen der grössten Staudämme der Welt, der nahezu dreihundert Meter lang ist. Der Indus wird in sieben Kanäle geleitet, die sich weiterverzweigen und das ganze riesige Tal bewässern. Mit Hilfe dieses Stauwerkes wurde die landwirtschaftliche Produktion Pakistans um ein volles Drittel erhöht. Das ganze Land ist heute ein Garten wundervoller Kulturen und alles ist grün, wo es früher nur Wüste gab.

In Sukkur erging es uns womöglich noch schlimmer; denn nichts Geringeres als der Minister-Bungalow mit betretenen und beturbanten Dienern wurde zu unserer Verfügung gestellt. Unser Logis bestand diesmal aus einem riesigen, teppichbelegten Schlafraum, zwei Salons und zwei Badezimmern!

Ingenieure erklärten uns unzählige technische Details des Dammes und fuhren mit uns im Jeep dem Reiskanal entlang, wo schwarze Büffel badeten, zierliche Reiher im Wasser sich spiegelten und faule Aasgeier auf den Bäumen kauerten. Grüne Papageien schwirrten durchs Geäst und vollführten einen mörderischen Spektakel.

Weit im Landesinnern fanden wir die Ruinen von Mohanjo-Daro, der fünftausend Jahre alten Indus-Stadt. Die Ueberreste — die Anlage der Häuser, Geräte, Werkzeuge und Schmuckstücke zeugen von einer hohen Kultur. Schon damals hatten die Menschen am Indus Reis gebaut und Haustiere gehalten.

In allen Dörfern unterwegs wurden wir eingeladen und fürstlich bewirtet. Oft mussten wir Auskunft geben über Kultur und Zivilisation in Europa und viele entschuldigden sich für die Rückständigkeit ihres eigenen Landes.

Doch glaube ich, dass dort wirklich Kultur ist, wo die Gastfreundschaft so hoch gehalten wird. Und niemand bildete sich etwas darauf ein: «es ist unsere Pflicht», sagt jeder mit freundlicher Einfachheit. Und im Staatspalast wie in der Lehmhütte empfing man uns auf gleich herzliche Weise.

Helen Keiser

Die Malerin der Königin

(Zum 200. Geburtstage von Mme. Vigée-Lebrun)

bg.- Elisabeth Vigée kam am 16. April 1755 in Paris zur Welt, als Tochter eines Malers. Selbst Malerin werden wollte sie schon als Kind, und sie soll bereits zehnjährig durch ein Porträt eine ungewöhnliche Talentprobe abgelegt haben. Neben der Liebe zur Kunst regte sich früh auch ein anderes Interesse, das mit ihr lebenslang innig verbunden bleiben sollte: das Interesse für alles, was die Gesellschaft betraf. Als dritte Komponente kam persönliche Anmut hinzu. Sie hat zweifelsohne sehr viel dazu beigetragen, der Künstlerin den Weg zu hochgestellten Kreisen zu ebnet.

Elisabeth Vigée war erst 13 Jahre alt, als sie ihren Vater und in ihm ihren ersten Lehrer verlor. Ein wirklich systematischer Unterricht spielte in der Folge, wenn überhaupt, nur eine untergeordnete Rolle in ihrer Entwicklung. Das meiste verdankte sie dem Studium alter Meister, die sie mit grossem Fleiss betrachtete und kopierte. Ihre Frühreife, Arbeiten, die Aufsehen erregten, und ihre jugendliche Schönheit erschlossen ihr zunächst hochangesehene Bürgerfamilien, bald auch den Zugang zu Angehörigen

sich zwar bedeutungslos sind, führen zu einer Vermehrung der Reiherkolonien. Von dort schwärmen die Reiher aus. An den Forellenbächen wird grosser Schaden angerichtet. Die Kolonien an den Flüssen sorgen für Nachschub der Reiher; der Mensch sorgt durch Aussetzen der Forellen für Nachschub von Nahrung.

Wie kann der Schaden verhindert werden?

Es gehe nicht an, den Fischreiher einfach als schädlich zu bezeichnen, hält Dr. Burckhardt abschliessend fest. An einzelnen Orten mit ganz bestimmten Verhältnissen richtet der Vogel Schaden an, an andern nicht. Zur Bekämpfung der Schäden stehen zwei Wege offen. Entweder man bekämpft den Reiher selbst oder man versucht, die Lebensbedingungen der wertvollen Speisefische so zu verbessern, dass die Fische dem Reiher nicht mehr zum Opfer fallen. Scheinbar ist der erste Weg der einfachere und sichere. Jährlich werden von den Behörden Abschussbewilligungen erteilt und wohl zwischen 100 bis 200 Fischreiher erlegt. Der Erfolg ist bis heute ausgeblieben. Der Grund ist sehr einfach. Jeder Reiher, der erlegt wird, schafft Platz für einen andern, der sonst keine Lebensmöglichkeit hätte. — Eine befriedigende Lösung des Problems kann daher einzig durch bessern Schutz vor dem ungehinderten Anflug der Reiher erzielt werden. Am sichersten wird sie wohl erreicht, wenn wir möglichst wieder einen natürlichen Zustand zu schaffen suchen: Bäche mit reicher Ufervegetation und einer Unmenge von Verstecken. Dadurch sind die Fische den Reihern entzogen und die Reiher werden automatisch in der Gegend seltener werden.

Indische Eisenbahn

«Ganz unmöglich, in Indien dritter Klasse zu reisen». So sagte man uns und wir waren sehr betrübt über diese Auskunft. Und was überfüllte Züge bedeuten, lernten wir erst in diesem Land.

Dann aber machten wir Kassasturz, zählten und rechneten und sahen schliesslich ein, dass es für uns gar keine andere Wahl gab, als uns eben mit der dritten Klasse zu begnügen. Das taten wir dann drei Monate lang — überstanden die Sache irgendwie — ja, wir müssen sagen, daß uns dabei niemals langweilig wurde. Nebenbei muss erwähnt werden, dass das Reisen auf diese Weise fantastisch billig ist — für zehn Schweizerfranken kann man etwa vierundzwanzig Stunden Eisenbahn fahren.

Wie man in so einen Zug hineinkommt, ist allerdings oft ein Rätsel. Aber letztenendes waren wir dann jeweilen drin — irgendwie. Die Menschen hätten möglicherweise alle Platz gehabt — aber mein Gott, welches Gepäck wurde da mitgeschleppt. Jeder brachte einige Blechkoffer, etliche Bündel, Proviant für eine Woche und das unvermeidliche Bettzeug musste immer mit. Marguerite und ich waren arme Leute mit unseren einfachen Schlafsäcken, denn jeder anständige Reisende besass eine kleine Matraze, Leintücher, Wolldecken und eine mächtige, geblumte Steppdecke.

Es wurde uns oft bange, wenn wir die rothemdigen Kulis mit der dreistöckigen, schwankenden Bagage auf dem Kopf sich durch das Menschengewühl schlängeln sahen. Doch alles will gelernt sein, auch das Eisenbahnfahren unter den gegebenen Umständen.

Die Nachtzüge sind in der Regel besonders überfüllt, was man nicht besonders schätzt, wenn man sich nach einem Bett sehnt und einem vor Müdigkeit fast die Augen zufallen. Doch wenn man stundenlang Zeit hat, die Lage zu studieren, bekommt man Ideen. Man lernt es, sich auf der kleinsten Fläche zusammenzurollen — man kann auf

dem Rucksack, auf einem Koffer und auf dem Boden schlafen.

Der königlichste Platz ist der Gepäckträger. Wenn es uns gelang diesen zu erklimmen, was einige Uebung im Klettern erforderte, konnten wir uns glücklich schätzen. Wir streckten uns auf die Holzplanken und gaben uns seligen Träumen hin, obwohl das Schlingern des Zuges uns oft ins «Parterre» zu werfen drohte. Mit steifen, etwas zerschlagenen Gliedern kletterten wir am Morgen von unserer Loge und wischten uns eine dicke Schicht Kohlenstaub vom Gesicht.

Auch für die Verpflegung war gesorgt. Die Mitreisenden schenkten uns oft ein Stück Zuckerrohr und auf den Bahnhöfen bekam man eine Menge Dinge angeboten. «Tscha — Tscha — Tscha — Tscha...», das war der Teeverkäufer mit dem Messingsamowar, der uns für fünf Rappen einen Tonkübel voll Tee gab. Oft schmeckte er nach Abwaschwasser — aber nicht immer. Es gab auch Bananen, Kokosnüsse und Gebackenes zu kaufen, von dem man nie wusste, was es war. Jedenfalls war immer viel Pfeffer drin, der oft zu Tränen rührte, aber auch daran gewöhnt man sich.

Auf den Stationen hatte es eine Menge Bettler und hungrige Hunde. Doch wer konnte dem kleinen Jungen widerstehen, der unter ungekämmten Locken uns anstrahlte und dabei von einem Bein aufs andere tanzte. «Backschisch, Memsab' — no Mama, no Papa — give me one ana, give me two anas — give me one Rupie...» Auch dem Mädchen mit den Gazellenaugen, das sein nacktes braunes Brüderchen im Arm hielt, mussten wir zwei Anas geben. — Die Bahnhofshunde mit oft nur drei Beinen und abgefahrenen Schwänzen waren Marguerites besondere Schützlinge. Ihnen opferte sie ihr ganzes Mittagessen, wenn sie scheu näher kamen, sehnsüchtig zum Wagenfenster hinaufsaßen und mit dem Schwanz wedelten oder eben mit dem was davon übriggeblieben war.

Indessen dürfen wir nicht übertreiben, die Züge waren nicht immer überfüllt. Und es gab nette, hilfsbereite Bahnbeamte, die uns gute Plätze verschafften. Oft hatten wir ein ganzes Abteil für uns allein, wo wir uns häuslich niederliessen, Tagebuch schrieben, unsere arg mitgenommene Garderobe flickten und schliefen oder ganz einfach unter der Türe sassen und die Beine aus dem Wagen baumeln liessen. Das war wie Kino — solch mannigfaltige Dinge zogen da vorüber. Immer wieder wechselte das Landschaftsbild in Indien.

Im Norden liegen Seen inmitten von goldenen Ebenen mit blauen Hügelzügen am Rand. Reiher und Kraniche stehen in den Feldern und prächtige, langschwweifige Fasane spazieren durch die Waldlichtungen. Dem Ganges entlang gegen Calcutta zu wechseln lichtgrüne Reisfelder mit gelbem Senf und die mächtigen, weitästigen Mangobäume wirken fast blau im flimmernden Himmel.

Zentralindien ist ein Baumwollgebiet, ab und zu unterbrochen von dichtem, niederem Dschungel. — Der Süden übertrifft alles an Schönheit und Ueppigkeit. Die Erde ist leuchtend rot, riesige, bläulichschimmernde Agaven säumen die Aecker und wundervolle schlanke Palmen spiegeln sich im glänzenden Wasser der Reisfelder. Frauen in roten Saris stecken die jungen Reisschösslinge und fast gleichzeitig ziehen weisse Ochsen die duftende Ernte vom Nachbarfeld ins Dorf.

In den Palmenwäldern schlummern verborgene Lotos-teiche und aus einer Lichtung erhebt sich unvermutet die Pagode eines einsamen Tempels.

Ob durch Steppe, Dschungel oder Palmenwälder, fanden wir das Eisenbahnfahren unvergleichlich schön und das Leben beglückend und lebenswert, auch wenn die Lokomotive uns sämtlichen Rauch in die Augen blies.

Helen Keiser